



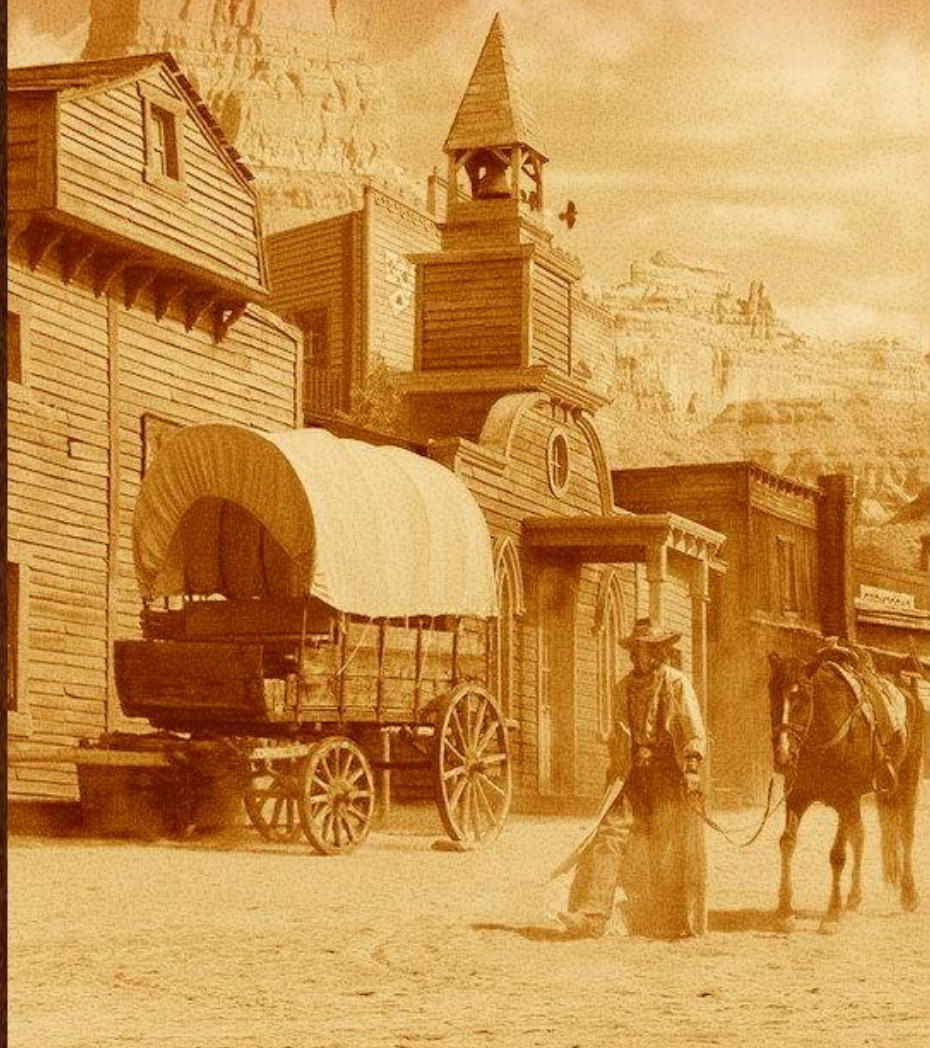
C. C. Slaterman

Marshal Crown

Band 20

Ein Höllenjob für Smoky

WESTERNSERIE



C. C. Slaterman

Marshal Crown

Ein Höllenjob für Smoky

Western

www.geisterspiegel.de

Cover © 2017 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2017 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Ein Höllenjob für Smoky

Der Tag war nass und kalt. Dicke, bleigraue Wolken hingen seit dem Morgengrauen tief über dem Land und ein unangenehmer Nordwestwind trieb ständig dünne Regenschleier auf die Palisaden von Fort Bascom zu. Die Frachtwagenstraße, die von Norden her auf den Stützpunkt zuführte, war längst aufgeweicht und von unzähligen Fahrrippen, Pfützen und Schlammlöchern durchzogen.

Corporal Steve Bannon lehnte vor dem Eingang zur Waffenkammer und hatte sich seinen Armeehut tief ins Gesicht gezogen. Ein hagerer, großer Mann, mit einem schmalen Gesicht, das fast gänzlich von einem dunklen Backenbart bedeckt war.

Er stand schon seit dem Morgengrauen hier und seither regnete es. Nicht übermäßig stark, aber doch so stetig und gleichmäßig, dass Bannon inzwischen trotz seines Mantels nass bis auf das Unterzeug war.

Missmutig sah der Corporal dabei zu, wie das Wasser überall von den Wachtürmen, den Dächern der Mannschaftsbaracken und den Offiziersunterkünften tropfte, sich am Boden sammelte und schließlich ein Rinnsal bildete, das sich mit dem braungelben Schlamm des aufgeweichten Bodens vermischte.

Niemand beachtete ihn.

Die wenigen Bewohner des Forts, die sich trotz des Regens ins Freie wagten, hasteten, so schnell sie nur konnten, über den Paradeplatz, um kurz darauf wieder in einem der umliegenden Häuser zu verschwinden, ohne sich um ihn zu kümmern.

Warum auch? Er war ja nur ein Wachposten.

Während Bannon in Gedanken zum wiederholten Mal jenen Vorgesetzten verfluchte, der ihm diesen Wachdienst eingebrockt hatte, sah er, dass sich vom Südtor aus ein Fuhrwerk der Waffenkammer näherte. Gleichzeitig bemerkte er aus den Augenwinkeln heraus, wie Colonel Amos Bedford nebenan aus der Offiziersmesse kam und auf ihn zulief.

Sofort ging er in Habachtstellung.

Der Colonel war als scharfer Hund bekannt.

Bedford blieb vor ihm stehen und grüßte militärisch korrekt. Dann zog er die Schultern hoch und rieb seine Handflächen fröstelnd gegeneinander.

»Das ist vielleicht ein Scheißwetter«, sagte er. »Wie lange stehen Sie schon hier?«

»Seit Sonnenaufgang«, erwiderte Bannon unverbindlich, da ihm nicht klar war, worauf der Colonel hinaus wollte.

»Und wie lange müssen Sie noch?«

»Bis heute Mittag, kurz nach zwei. Warum fragen Sie?«

Bedford ließ seinen Blick erst nach links und dann nach rechts schweifen, ganz so, als müsste er sich erst vergewissern, ob sie tatsächlich alleine waren, wenn er antwortete.

»Weil es sich mir nicht ganz erschließt, warum jemand bei dem Pisswetter diese Hütte bewachen muss, in der eh nur ein paar altertümliche Gewehre aus dem Bürgerkrieg vor sich hinrostet. Warum riskiert man die Gesundheit eines Soldaten, zumal bei dem Regen sowieso kein Mensch unterwegs ist?«

Oha, dachte Bannon, *das ist aber auch das erste Mal, dass sich der Colonel Sorgen um einen gemeinen Soldaten macht*. Dann straffte er die Schultern und grinste wissend.

»Da muss ich Ihnen aber widersprechen, Sir«, sagte er

wichtig.

Die Gewissheit, über etwas Bescheid zu wissen, von dem der Ranghöhere anscheinend keine Ahnung hatte, erfüllte ihn sichtlich mit Stolz.

»Da drinnen liegen nämlich alles andere als verrostete Knarren«, erklärte Bannon, wobei er mit dem Daumen nach hinten über die Schulter deutete.

»Tatsächlich?«, fragte Bedford gedehnt.

Der Corporal lächelte geheimnisvoll und beugte sich nach vorne, um den Vorgesetzten an seinem Wissen teilhaben zu lassen.

Vielleicht, so dachte Bannon, macht es sich ja irgendwann einmal bezahlt, dass er es war, der dem Colonel diese Informationen hatte zukommen lassen.

Bannon wusste nicht, wie sehr er sich irrte!

Er wollte gerade zu einer Erklärung ansetzen, als von der Hüfte des Offiziers aus eine Messerklinge direkt auf seine Brust zuraste. Der Corporal öffnete den Mund zu einem Schrei, aber der scharfe Waffenstahl, der seinen Herzmuskel wie warme Butter durchtrennte, ließ nur noch ein heiseres Röcheln zu.

Mit einer einzigen fließenden Bewegung, die aussah, als hätte sie Bedford schon tausendmal geübt, stützte der Colonel den Toten ab, öffnete die Tür zur Waffenkammer und stieß Bannons Leiche über die Schwelle.

Keine zehn Sekunden später nahm er dessen Stelle ein.

Für einen zufälligen Beobachter hatte sich die Szenerie kaum verändert, außer dass die Wache vor der Waffenkammer nun ein Fuhrwerk heranwinkte und dem Mann auf dem Kutschbock dabei hastige Zeichen gab.

Aber das interessierte bei dem Regen sowieso keinen

Menschen.

Smoky Bennet gähnte, streckte sich und schlug schließlich seine Decke zurück. Dann schwang er die Beine über die Bettkante. Als seine nackten Fußsohlen den kalten Steinboden des Marshal Offices berührten, zuckte er unwillkürlich zusammen.

Der Herbst ließ sich nicht mehr leugnen.

Obwohl der Kalender erst die zweite Oktoberwoche anzeigte, wurde es nachts bereits empfindlich kalt.

Es wird Zeit, abends wieder den Kanonenofen anzufeuern, damit das Büro am anderen Morgen wenigstens etwas überschlagen ist, dachte er im Stillen. Meine alten Knochen vertragen die Kälte nicht mehr so wie früher. Die kühle Luft ließ ihn schnell in seine Kleider schlüpfen. Nachdem der Deputy seine Morgentoilette beendet hatte, verließ er das Office, um wie jeden Tag auf der anderen Straßenseite in Ma Shannons Speiserestaurant sein Frühstück einzunehmen.

Es war noch ziemlich früh.

Die Sonne stand erst einen Fingerbreit über den Hügeln im Osten und außer dem Saloonkeeper des Golden Palace Saloons, der mit einem Reisigbesen die letzten Reste einer wilden Nacht aus seinem Etablissement kehrte, war keine Menschenseele zu sehen.

Alles war ruhig, die Stadt schien noch zu schlafen.

Nur aus Pete McCoys Schmiede, wo aus dem Kamin schon seit Sonnenaufgang Rauchschwaden stiegen, klangen vereinzelt Hammerschläge.

Deshalb hörte Smoky die Reiter, obwohl er sie noch gar

nicht sehen konnte.

Überraschung machte sich in auf seinem Gesicht breit.

Er hatte lange genug im Bürgerkrieg gedient, um die typischen Geräusche einer herankommenden Armeepatrouille sofort zu erkennen. Als er den Kopf nach Osten drehte, verzogen sich seine Mundwinkel zu einem Grinsen. Offensichtlich konnte er sich trotz seiner fast sechzig Winter immer noch auf sein Gehör verlassen.

Es waren ein Colonel, ein Sergeant und acht Private, die auf den Ortseingang zugeritten kamen. Am Ende des Trupps rumpelte ein alter Planwagen, auf dessen Kutschbock ein ergrauter Corporal saß. Die Reiter hielten genau auf das Marshal Office zu, vor dem sie schließlich auch ihre Pferde zügelten. Nur der Corporal fiel aus der Rolle. Er lenkte sein Gespann ein paar Häuser weiter vor den Mietstall, denn dort stand ein Wassertrog.

Auf ein Zeichen des Colonels sprangen die Soldaten aus dem Sattel und blieben neben ihren Pferden stehen, indes der Sergeant zielsicher auf Smoky zusteuerte.

Als er den Deputy erreicht hatte, legte er den Zeigefinger seiner Rechten grüßend an den Rand seiner Dienstmütze.

»Können Sie mir bitte sagen, wo ich hier einen gewissen Mister Bennett finde, Aaron Bennett um genau zu sein?«

»Was wollen Sie von ihm?«, fragte Smoky kühl. Als ehemaliger Master Sergeant der Konföderierten Armee hatte er fast ein Jahrzehnt nach dem Ende des unseligen Bruderkrieges immer noch ein ungutes Gefühl im Magen, wenn er eine blaue Uniform sah.

»Warum wollen Sie das wissen?«, entgegnete der Nordstaatsensergeant im gleichen reservierten Tonfall, den Smoky angeschlagen hatte.

»Weil ich der Gesuchte bin. Mein Name ist Aaron Bennett.«

»Sergeant Tucker!«, stellte sich der Soldat vor. »Darf ich Sie bitten, mit mir zu kommen, Sir. Colonel Bedford will Sie sprechen.«

Smoky nickte und folgte dem Sergeanten. Er war zwar neugierig bis in die Stiefelspitze hinein, aber bei Gott, er würde es sich niemals anmerken lassen, dass er sich neuerdings für die Belange der Blaubäuche interessierte. Das würde allein schon sein Südstaatenstolz nicht zulassen.

Smoky schob seinen Hut in den Nacken und kratzte sich hinter dem Ohr. Dabei sah er nachdenklich zu, wie die Soldaten Rath City langsam wieder verließen.

Sie wollten draußen vor der Stadt ihr Lager aufschlagen, um dort bis zum Mittag auf seine Antwort zu warten.

Aber was sollte er ihnen antworten?

Tausend Fragen schossen dem Deputy durch den Kopf.

Smoky war so in Gedanken versunken, dass er gar nicht bemerkte, wie Jim auf ihn zukam.

Der Marshal hatte das kleine Haus, das er zusammen mit Linda Wentfort, seiner Verlobten bewohnte, in dem Moment verlassen, als sich die Soldaten von dem Oldtimer verabschiedeten. Neugierig eilte er herbei, aber bis er seinen Deputy endlich erreicht hatte, waren die Uniformierten bereits außer Sichtweite.

»Was war das denn?«, fragte Crown. »Seit wann redest du denn freiwillig mit Yankeesoldaten?«

Statt einer Antwort nahm der bärbeißige Oldtimer seine

obligatorische Maiskolbenpfeife aus der Hosentasche, riss mit dem Daumennagel ein Zündholz an und sog solange am Stiel, bis grauweiße Rauchwölkchen aus dem Kopf der Pfeife gen Himmel stiegen.

Einen Moment lang starrte er den Rauchkringeln hinterher, wie sie aufstiegen und in der Luft zerfaserten, dann wandte er sich wieder an Jim.

»Du wirst es nicht glauben, aber die haben mir tatsächlich einen Job angeboten.«

Crown legte die Stirn in Falten. »Sollst du etwa in die Army eintreten?«

Smoky lachte meckernd. »So ungefähr. Ich soll für sie vier Wochen lang den Kundschafter spielen.«

»Du?«, fragte Crown perplex. Es war dem Marshal anzusehen, dass ihn diese Antwort völlig überraschte.

»Was soll das heißen: *du?*«, erwiderte Smoky mit einer Stimme, in der deutlich so etwas wie Entrüstung mitschwang. »Willst du damit vielleicht andeuten, dass ich zu alt für solche Dinge bin?«

Crown hob abwehrend beide Hände hoch. »Gott bewahre! Ich wollte damit nur zum Ausdruck bringen, dass es mich überrascht, wenn die Yankees ausgerechnet in einer texanischen Rinderstadt versuchen, einen Kundschafter anzuwerben. Sie müssen doch damit rechnen, dass hier jeder Mann ein ehemaliges Mitglied der Konföderierten Armee ist und sie mitsamt ihren blauen Uniformen eher zum Teufel wünscht, als ihnen zu helfen. Und außerdem, soviel ich weiß, kann man sich doch als Scout nur im Fort bewerben.«

»Das hat der Mann, der bisher Kundschafter war, auch getan, und Cliff Morgan war bestimmt nicht die schlechteste Wahl. Allerdings hat der Gute einen Fehler.«

»Und der wäre?«

Smoky grinste anzüglich. »Cliff kann seine Finger einfach nicht von den Weibern lassen. Niemand, der zwei Beine hat und einen Rock trägt, ist vor ihm sicher, und so war es auch diesmal. Als die Soldaten bei ihrer letzten Rast zufällig auf einen umherfahrenden Trader trafen, fing Cliff sofort ein Techtelmechtel mit der Frau des Händlers an. Sein Pech war nur, dass der eifersüchtige Kerl ziemlich schnell mitbekam, was da am Laufen war und ihm noch vor dem ersten Rendezvous mit seiner Gattin eine Schrotladung verpasste. Wie ich gehört habe, hat ihm der Doc in Alamocitas danach fast zwei Dutzend Schrotkugeln aus dem Hintern gepult. Jedenfalls hat sich sein Kontrakt mit der Armee damit erledigt.«

»Alles schön und gut, aber was hast du damit zu tun?«

»Ganz einfach, Cliff Morgan ist ein guter Freund von mir. Also hat er den Soldaten mich als neuen Kundschafter vorgeschlagen.«

»Und weiter«

»Wie weiter?«

Crown verdrehte die Augen und seufzte. »Na, was wollten sie von dir? Was hast du ihnen gesagt? Mann, Smoky, lass dir doch nicht jedes Wort einzeln aus der Nase ziehen! Jetzt erzähl schon.«

Der Deputy legte die Stirn in Falten und sog erst noch zweimal an seiner Pfeife, bevor er Crown, dem inzwischen anzusehen war, dass er vor Neugier fast platzte, endlich antwortete.

»Die Blauröcke sind auf dem Weg zu den Mescalero-Apachen.«

Der Marshal zog die Stirn kraus.

»Das ist mal wieder typisch Army. Einen schlechteren Zeitpunkt hätten sich die Soldaten wohl nicht aussuchen können«, sagte Jim.

»Wie meinst du das?«

»Erstens ist der Weg zu ihnen in die Berge ziemlich lang und zweitens haben wir bereits Herbst. Wie du weißt, muss man dort oben zu dieser Jahreszeit fast jeden Tag damit rechnen, dass Schnee fällt. Das wiederum würde ein Weiterkommen mit dem Planwagen unmöglich machen. Außerdem ist erst vor Kurzem der Häuptling der Mescaleros verstorben. Ich habe die Befürchtung, die Indianer werden nicht gerade erfreut sein, wenn ausgerechnet jetzt ein Kommando Soldaten in ihr Land kommt.«

»Ich weiß, das habe ich dem Colonel auch gesagt, aber seine Argumente klangen ziemlich einleuchtend. Espejo, der verstorbene Häuptling, war ein ziemlicher Kriegstreiber. Ich muss dir wohl nicht sagen, wie oft seine Krieger Postkutschen, einsam gelegene Farmen und Meldereiter überfallen haben, oder? Sein Nachfolger Gian-na-tah scheint uns Weißen wesentlich freundlicher gestimmt zu sein.«

»Mag sein, aber was verspricht sich der Colonel davon?«

»Dass man mit ihm eher verhandeln kann.«

»Verhandeln? Über was?«

»Espejo hat in den letzten Jahren nach seinen Überfällen Dutzende von Frauen und Kindern verschleppt. Die soll Colonel Bedford jetzt zurückholen.«

»Ach nein«, sagte Crown zynisch. »Genau dieses Thema hat der Stadtrat schon unzählige Male in Fort Elliott zur Sprache gebracht, aber leider ohne Erfolg. Was ist passiert, dass sich die Army plötzlich doch mit der Sache beschäftigt?«

Smoky lächelte freudlos. »Der Vater von einem dieser entführten Kinder ist inzwischen in der Hauptstadt ein ziemlich hohes Tier, Senator oder so was in der Richtung. Jedenfalls hat er dem Armeeoberkommando gewaltig Feuer unter dem Hintern gemacht und die haben versprochen, Ergebnisse zu liefern. Bedford und seine Männer sollen so viele Gefangene wie möglich zurückbringen. Diesmal scheint man es ernst zu nehmen, man hat dem Colonel nämlich einen ganzen Planwagen voller Geschenke mitgegeben.«

»Dann hoffe ich nur, dass man aus den Fehlern der Vergangenheit gelernt hat«, erwiderte Jim skeptisch. »Die Indianer sind nicht so dumm, wie verschiedene Leute glauben. Du kannst dem Colonel sagen, dass, wenn man versucht, sie wieder mit billigen Glasperlen, ausgemusterten Armeedecken und verdorbenem Mehl zu ködern, er sich den Weg zu den Mescaleros sparen kann.«

»Ich weiß und Bedford weiß das auch. Aber angeblich soll es sich diesmal bei den Geschenken um keinen Schund handeln, sondern um Salz, Zucker, Kochtöpfe und Spiegel für die Frauen und für die Männer um Messer und Äxte, die diesen Namen auch verdienen. Es ist auch von warmer Kleidung die Rede, von Saatgut und sogar von ein paar Gewehren samt Pulver und Blei.«

Crown schmalzte anerkennend mit der Zunge. »Oha, da meinen es gewisse Leute diesmal anscheinend doch ziemlich ernst.«

Smoky nickte. »Das denke ich auch, deshalb sollten wir reden.«

»Reden? Heißt das etwa, dass du das Angebot der Blauröcke annehmen willst?«

Einen Moment lang hatte es den Anschein, als ob sich Smoky zieren würde, dann aber begann der Deputy langsam zu nicken und die Worte sprudelten förmlich aus ihm heraus.

»Warum nicht? Schließlich kenne ich das Gebiet, in das sie reiten, wie meine Hosentasche. Versteh mich bitte nicht falsch, ich bin gerne Deputy, aber im Gegensatz zu dir lebe ich allein. Das heißt, wenn die Viehsaison zu Ende ist und es in der Stadt ruhig wird, gehst du zu deiner Linda. Ihr macht Ausflüge, kocht zusammen, geht tanzen und was weiß ich noch alles, während ich, wie jedes Jahr, wieder allein im Golden Palace Saloon sitze und die Wände anstarre. Von daher juckt es mich schon, mit den Soldaten zu reiten.«

Obwohl ihm die Aussicht nicht sonderlich behagte, die nächsten Wochen allein Dienst zu schieben, hatte der Marshal Verständnis für das Ansinnen seines Deputys.

Smoky hatte recht. Nach dem Ende der Viehsaison wurde es tatsächlich deutlich ruhiger in der Stadt. So ruhig, dass sogar seine Verlobte den Job als Marshal hätte erledigen können. Aber eigentlich hatte er diesmal geplant, kürzerzutreten. Die letzten Tage und Wochen waren ziemlich turbulent gewesen und hatten nicht nur seine Gesundheit, sondern auch seine Beziehung zu Linda schwer strapaziert.

Ein bezahlter Killer hatte ihm eine Kugel verpasst, an der er nur deshalb nicht gestorben war, weil sich das Sterlingsilber seines Marshalsterns stabiler als das Weichbleigeschoss des Mörders erwiesen hatte, und kaum hatte er sich von seiner Verletzung erholt, hetzte er auch schon tagelang hinter einem Verrückten her, der Linda verschleppt hatte.¹

¹ Siehe Marshal Crown Band 18 *Keine Schafe für Rath City* und Band 19

Seither drängte ihn seine Verlobte dazu, endlich den Stern abzugeben und Rancher, Storekeeper zu werden oder irgendeinen anderen Job anzunehmen, bei dem er nicht jeden Tag sein Leben riskieren musste.

Linda wollte bei der Trauung einen Mann ehelichen, der noch aus einem Stück bestand und in den nicht irgendwelche Verbrecher Löcher hineingeschossen hatten.

Aber das war nichts Neues, das Thema war so alt wie ihre Beziehung.

Neu hingegen war Smokys Wunsch, eigene Wege zu gehen.

Wobei Jim nachfühlen konnte, was im Kopf seines Deputys vorging. Smoky war wirklich jeden Tag im Dienst. Während er berufsbedingt bereits des Öfteren in der Weltgeschichte herumgereist war, kam der Oldtimer im Grunde genommen in den letzten Jahren nie über die Stadtgrenze von Rath City hinaus.

Daher wäre es unfair, ihm den Kundschafterjob zu verbieten.

»Okay«, seufzte Crown, auch wenn es ihm schwerfiel.
»Wann reitest du los?«

Die ersten fünf Tage verliefen ohne Zwischenfälle.

Frühstück nach Sonnenaufgang, mittags eine kurze Rast und abends nach zehn oder fünfzehn Meilen ein Lager an einem Ort, wo es Wasser und Brennholz gab.

So erreichten sie am sechsten Tag die Cap Rocks.

Die schroffen Gipfel des Kalksteinmassivs ragten zu beiden Seiten ihres Trails steil gen Himmel. Je tiefer sie in die Bergwelt eindringen, umso schräger und dicht stehender wurden die Felswände, bis Smoky das Gefühl hatte, als ritten sie geradewegs in eine riesige, steinerne Mausefalle.

Instinktiv lockerte der Oldtimer den Colt in seinem Halfter. Dabei fiel sein Blick aus einer Laune heraus nach rechts.

Sofort zügelte er sein Pferd.

»Achtung!«, rief Smoky, hob die Hand und drehte sich im Sattel um. »Ich glaube, es ist soweit.«

»Was soll das heißen? Haben Sie etwas entdeckt?«, fragte Colonel Bedford, der kaum zehn Yards hinter ihm ritt.

»Indianer!«, erwiderte Smoky.

Die Blicke des Soldaten zuckten umher. »Wo? Ich sehe nichts!«

Smoky verdrehte die Augen und fragte sich im Stillen, wie es möglich gewesen sein konnte, dass die Südstaaten den Krieg gegen die Unionisten verloren hatten. So blind wie Colonel Bedford konnte ein normaler Mensch doch gar nicht sein.

Der Reiter, der hoch über ihnen auf einem Felsgrat stand, hob sich deutlich vom blauen Himmel ab. Der Apache war stämmig, untersetzt und trug die typische Kleidung seines Volkes. Halbhohe Stiefel, Lendenschurz, ein ausgebleichtes Leinenhemd und ein breites Stirnband, das die Flut seiner blauschwarzen Haare nur mühsam bändiggen konnte.

»Dann sehen Sie mal nach rechts!«

Der Colonel blickte nach oben und zuckte fluchend zusammen.

Abrupt zügelte er sein Pferd.

Auf sein Zeichen hielten die Soldaten und der Planwagen

an.

Als Bedford die Holstertasche seines Armeecolts öffnete, schüttelte Smoky den Kopf.

»Ich würde Ihnen empfehlen, solcherlei Aktionen zu unterlassen. Schließlich sind wir es, die ungefragt in ihr Gebiet eindringen. Außerdem droht uns im Moment keine Gefahr. Kein Indianer auf dem Kriegspfad würde sich so offen zeigen.«

Bedford nahm die Finger vom Waffenholster, schien einen Moment zu überlegen und drehte sich schließlich im Sattel um.

»Sergeant Tucker!«

Der Sergeant, der zusammen mit dem Planwagen am Ende des Kommandos geritten war, kam eilig nach vorne geritten. Sein gelbes Halstuch über der blauen Uniform leuchtete genauso hell wie die kalte Herbstsonne, die inzwischen fast senkrecht am Firmament stand.

Er salutierte vor dem Colonel.

»Sergeant Tucker«, sagte der Offizier. »Ich will, dass Sie ab sofort einen Mann als Späher vorausreiten lassen. Sorgen Sie außerdem für Flankendeckung in zweihundert Yards Entfernung entlang der Felsen.«

»Zu Befehl, Sir!«

»Ach ja, noch etwas«, fügte Bedford hinzu. »Es wird nur auf Befehl geschossen. Machen Sie den Männern klar, dass wir in friedlicher Absicht kommen. Haben Sie mich verstanden?«

»Jawohl Sir!«

Nachdem ihn der Colonel mit einem knappen »Wegtreten!« wieder entlassen hatte, machte sich der Sergeant umgehend an die Ausführung seiner Befehle. Private Myer

wurde von ihm als Späher bestimmt, während die Privates Bentley und Sutter die rechte, beziehungsweise linke Flanke sichern sollten. Während Tucker noch damit beschäftigt war, den Männern Anweisungen zu geben, lenkte Smoky sein Pferd erneut an die Seite des Colonels.

»Wie ich die Indianer kenne, werden sie uns von nun an nicht mehr aus den Augen lassen. Es wäre daher gut, wenn wir Ihre Regimentsstandarte durch eine weiße Fahne ersetzen würden. Je deutlicher die Mescaleros erkennen, dass wir in Frieden kommen, umso besser für uns.«

Einen Moment lang hatte der Deputy den Eindruck, als wollte ihm der Colonel widersprechen, aber dann nickte der Offizier doch, drehte sich im Sattel um und rief den ihnen am nächsten stehenden Soldaten heran.

»Private Carson!«, sagte er knapp. »Melden Sie dem Sergeant, dass ich einen Mann mit einer weißen Fahne an der Spitze unseres Kommandos haben will.«

Der Soldat salutierte und lief sofort los, um Tucker den Befehl zu übermitteln.

Kurz darauf ritten sie weiter.

Mit eingerollter Standarte, einem Späher weit voraus und je einen an der rechten und linken Flanke. Die nächsten Stunden vergingen ohne Zwischenfälle, bis Smoky am Nachmittag etwas entdeckte, das ihn in Unruhe versetzte.

Während sie alle gemächlich dahinritten, zügelte er urplötzlich sein Pferd, und zwar so abrupt, dass der ihm folgende Colonel fast in ihn hineingeritten wäre.

»Was ist denn jetzt schon wieder?«, bellte Bedford ungehalten und auch Tucker und die anderen Soldaten begannen wegen des erneuten Halts zu murren.

Anstelle einer Antwort zeigte Smoky gen Himmel.

Eigentlich hatte er gedacht, dass die Truppe so felderfahren war, um die Situation auch ohne seine Hilfe zu erkennen, aber dem war anscheinend nicht so.

Zum ersten Mal, seitdem er den Kontrakt mit der Armee eingegangen war, begann er nachdenklich zu werden. Zu seiner Dienstzeit hätte man eine solch unerfahrene Truppe niemals mit so einer wichtigen Mission betraut. Irgendetwas gefiel ihm an der Sache nicht. Er wusste nur noch nicht, was es war.

»Dann seht mal nach oben!«, sagte er schließlich.

Wie auf einen stummen Befehl hin richteten die Soldaten ihre Blicke fast gleichzeitig in die Höhe. Einer nach dem anderen zügelte sein Pferd.

Oben auf den Felszinnen stiegen überall dünne Rauchsäulen in den Himmel. Vor ihnen, links von ihnen und auch rechts und hinter ihnen. Jedes weitere Wort von Smoky erübrigte sich. Dem Gesichtsausdruck der Soldaten nach zu urteilen war inzwischen auch dem letzten Mann klar, dass sie die Indianer eingeschlossen hatten.

Keiner von ihnen wusste, was genau die Rauchzeichen zu bedeuten hatten, aber niemand zweifelte daran, dass es alles andere als gute Nachrichten waren.

Colonel Bedford hielt sein Pferd an und blickte in alle Richtungen.

»Was meinen Sie, Mister Bennett, bis wann dürfen wir mit ihrem Begrüßungskommando rechnen?«

»Wahrscheinlich schneller, als uns lieb sein wird.«

Zu Smokys Überraschung begann der Soldat zu lachen.
»Das ist ja hervorragend!«

Seltsam, dachte der Deputy, anstatt sich Sorgen zu machen, hatte es den Anschein, als würde sich der Colonel auf die Bege-

nung mit den Indianern sogar freuen.

Allmählich bekam Smoky den Eindruck, dass es vielleicht doch keine so gute Idee gewesen war, den Job als Kundschafter anzunehmen.

Zur selben Zeit, etwa einhundert Meilen von den Jagdgründen der Mescaleros entfernt, verließ Marshal Crown in Rath City sein Office. Seine Verlobte hatte aus einer Laune heraus am Abend zuvor mit ihm ausgemacht, dass sie wieder einmal zusammen essen gehen könnten, sobald sie ihren Unterricht beendet hatte.

Und das, obwohl ihm Linda ständig damit in den Ohren lag, das seine Leidenschaft für gutes Essen eines Tages unweigerlich dazu führte, dass er in keinen Anzug mehr hineinpasste.

Jim verzog missmutig das Gesicht.

Er hatte inzwischen eine gewisse Vorahnung. Es war nicht die Aussicht auf ein gemeinsames Essen, sondern Linda wollte sicher der Damenwelt von Rath City ihre neueste Errungenschaft präsentieren, jenen Hut, den er ihr in einem Anfall von geistiger Umnachtung zum Geburtstag gekauft hatte.² Ein scheußliches, schwarzes Gebilde, das ihn eher an einen Topf mit aufgeklebten Pflanzen als an eine Kopfbedeckung erinnerte. Dazu kam, dass ihm der Preis für dieses Ding jetzt noch eine Gänsehaut verursachte.

Aber was tat Mann nicht alles aus Liebe?

² Siehe Marshal Crown 19 *Hetzjagd ohne Gnade*

Der Marshal war gerade im Begriff, die Eingangstür seines Büros abzuschließen, als im Norden der Stadt donnernder Hufschlag aufkam.

Crown verharrte auf der Türschwelle und drehte neugierig den Kopf.

Dem Lärm der stampfenden Hufe nach zu urteilen musste es sich um einen größeren Reiterpulk handeln. Ein Umstand, der um diese Jahreszeit ziemlich ungewöhnlich war. Die Viehsaison war zu Ende und von daher war weder mit einer durchziehenden Treiberherdenmannschaft zu rechnen, noch mit irgendwelchen Cowboys der umliegenden Ranches, die auf einen lustigen Abend aus waren. Die Viehzüchter hatten bereits die meisten ihrer Weidereiter bis auf kleine Stammmannschaften in die Winterarbeitslosigkeit entlassen und deshalb war für diese Männer das Geld zu knapp, um es in den Saloons und Spielhallen zu verprassen. Siedler und Farmer konnten es auch nicht sein, der Thanksgiving Day, der sie in Massen in die Stadt strömen ließ, war erst in acht Wochen.

War es dann vielleicht ein Aufgebot aus einer anderen Stadt, das auf der Suche nach einem flüchtigen Verbrecher war?

Der Gedanke daran ließ Jim instinktiv zum Revolver greifen. Er entspannte sich erst wieder, als er die Reiter erkannte.

Trotz der Entfernung konnte er die dunkelblauen Uniformen der Soldaten deutlich sehen. Verständnislos starrte Jim den Reitern entgegen.

Was zum Teufel war hier los?

Crown konnte sich nicht erinnern, in Rath City jemals so viele Soldaten auf einem Fleck gesehen zu haben wie in

den letzten Tagen.

Irgendetwas war seltsam, etwas, von dem er nichts wusste, und genau das ärgerte ihn maßlos. Dementsprechend missgelaunt trat er den Soldaten entgegen.

»Was zur Hölle ist hier los?«

Der Anführer der Soldaten, ein junger Lieutenant mit glatt rasiertem Gesicht und einer frisch gebügelten Uniform, auf der kein Stäubchen zu sehen war, war gerade im Begriff abzusteigen, als ihn die schroffen Worte mitten in der Bewegung verharren ließen.

»Wie bitte darf ich das verstehen?«, erwiderte er etwas pikiert.

»Ganz einfach, junger Mann«, polterte Crown. »Das ist binnen einer Woche bereits das zweite Kommando, das nach Rath City kommt, ohne dass mich die Armee darüber informiert hat. Was soll die Scheiße? So viele Soldaten waren seit dem letzten Comanchenaufstand nicht mehr hier. Ich bin als Town Marshal für die Sicherheit der Bürger dieser Stadt verantwortlich, daher wüsste ich schon gerne, was diese geballte Armeepräsenz zu bedeuten hat. Steht uns etwa ein neuer Indianerkrieg ins Haus oder herrscht neuerdings der Ausnahmezustand in diesem County?«

Der junge Offizier zog ein Gesicht, als hätte er eine schleimige Kröte verschluckt.

»Lassen Sie mich raten! Dieses erste Kommando hat aus acht Soldaten, einem Planwagen mit einem Corporal als Kutscher und einem Sergeanten bestanden?«

»Woher wissen Sie das?«

Der Lieutenant winkte resignierend ab. »Wenn Sie mir jetzt noch sagen, dass der befehlshabende Offizier ein gewisser Colonel Bedford war, dann liegen Sie mit ihrer Ver-

mutung, was den Indianerkrieg anbelangt, gar nicht mehr so falsch.«

Crown wurde augenblicklich hellhörig. »Was wollen Sie damit sagen?«

Der Lieutenant lächelte bitter. »Was glauben Sie wohl, was passiert, wenn ein knappes Dutzend Soldaten mit der Absicht in die Jagdgründe der Mescaleros reitet, so viele von den Apachen wie möglich zu töten?«

»Ich glaube, dass die Jungs keinen halben Tag überleben werden. Gian-na-tah bringt über einhundert Krieger in den Sattel.«

»Mag sein, aber gegen das, was Bedford und seine Männer auf ihrem Planwagen versteckt haben, hätte nicht einmal ein gut ausgebildetes Kavallerieregiment eine Chance.«

»Dann hat Bedford uns also angelogen. Es sind gar keine Geschenke, die er da mit sich führt ...«

»Nicht unbedingt, außer, Sie meinen damit eine Schnellfeuerkanone«, sagte der junge Offizier zynisch.

Crowns Kopf ruckte hoch. »Eine was? Könnten Sie mir das bitte vielleicht etwas genauer erklären?«

»Gerne«, sagte der Lieutenant nach einem kurzen Rundblick, bei dem er mehreren vorübergehenden Passanten freundlich entgegnickte. »Aber nicht auf der Straße. Hier gibt es zu viele neugierige Ohren. Am besten gehen wir in Ihr Büro.«

Zwanzig Minuten, zwei Tassen Kaffee und einen knappgehaltenen Armeerapport später hatte Crown Mühe, sich zu beherrschen.

»Wenn ich es also richtig verstanden habe, reitet in diesem Moment da draußen ein Mann mit fast einem Dutzend Soldaten auf das Lager der Mescaleros zu, dessen Familie

von eben diesen Indianern vor Jahren ermordet wurde. Und dieser von Hass zerfressene Mann ist im Besitz einer Gaitling Gun, die fünfhundert Schuss in der Minute abfeuern kann?«

»So jedenfalls ist die Angabe des Herstellers«, sagte der Soldat tonlos. »Experten sind aber der Meinung, dass es bei der richtigen Bedienung sogar achthundert sein könnten.«

Fassungslos rang Crown nach Worten.

»Wissen Sie, was das bedeutet?«

»Natürlich! Das Ganze wird einige Probleme aufwerfen.«

Crown lachte trotz der prekären Situation beinahe schallend. »Einige Probleme? Junge, du bist gut, das ganze Land wird in Flammen stehen!«

Crown war inzwischen so erregt, dass er den Offizier duzte.

»Wenn die anderen Stämme erfahren, was mit den Mescaleros geschehen ist, erheben sich nicht nur die Lipans, Tonkawas, Kiowas und Comanchen aus Angst, dass ihnen das gleiche Schicksal droht, sondern auch noch etliche kleinere Stämme wie die Caddos, Wichitas und Karankawas. Dann reiten hier über eintausend blutdürstige Indianer wie aufgeschreckte Hornissen durch das Land! Weißt du überhaupt, was das bedeutet?«

»Nein, aber ich kann es mir vorstellen.«

»Nein, das kannst du nicht! Danke lieber Gott dafür, dass mein Deputy diese Soldaten führt. So wie ich Smoky kenne, wird er Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um das Schlimmste zu verhindern. Aber er ist allein, wir sollten also so schnell wie möglich losreiten, um ihm bei diesem Höllenjob zu helfen.«

»Was gibt es da zu glotzen? Gebt euren Pferden endlich die Sporen, dass wir weiterkommen! Wenn wir vor Einbruch der Dunkelheit nicht aus den Bergen heraus sind, stehen die Chancen schlecht, den nächsten Tag zu erleben! Auch wenn wir in friedlicher Absicht kommen.«

Der harsche Befehlston von Colonel Bedford riss die Soldaten, die minutenlang auf die Rauchzeichen gestarrt hatten, jäh wieder in die Wirklichkeit zurück.

»Es sollte jedem von euch klar sein, dass wir mit den Apachen nur aus einer starken Position heraus erfolgreich verhandeln können. Auf offenem Gelände werden sie sich hüten anzugreifen, doch hier zwischen den Felsen, wo sich ein ganzer Indianerstamm verstecken kann, ist das eine andere Sache.«

Mehr musste der Offizier nicht sagen, die Aussicht, ermordet und skalpiert zu werden, beflügelte die Soldaten mehr als jeder weitere Befehl. Der kleine Trupp sprengte im Galopp aus den Felsen heraus. Der Weg führte sie schon bald einen schmalen Bergpfad hinauf, der links von steilen Felsen und rechts von einem schwindelerregenden Abgrund gesäumt wurde. Johnson, der Corporal, der den Planwagen lenkte, hatte Mühe, mit seinem Fuhrwerk den Anschluss nicht zu verpassen.

Als ihm klar wurde, dass er seine Kameraden bei dem bisher eingeschlagenen Tempo aus den Augen verlieren würde, stellte er sich auf den Kutschbock und knallte wie wild mit der Peitsche, um das Vierergespann anzutreiben.

Das Fuhrwerk holperte schlingernd den Pfad hoch.

Dabei bemerkte Johnson nicht, dass sich der hin und her

schaukelnde Wagen immer wieder gefährlich nahe auf den Abgrund zu bewegte. Die Angst vor den Indianern hatte jegliche Vernunft in ihm verdrängt.

Private Myer, der als Späher vorausgeritten war und somit die Spitze des Bergpfades vor allen anderen erreichte, sah das Unglück als Erster kommen. Er stieß noch einen spitzen Schrei aus, aber da war es bereits passiert.

Das Führungspferd des Gespanns driftete aufgeschreckt durch das ungewohnte Peitschenknallen nach rechts und nahm dabei die anderen Pferde samt dem Planwagen mit. Erneut kam das Fuhrwerk dem Abgrund nahe.

Viel zu nahe!

Als das Leittier bemerkte, wie der Rand des Abgrunds unter seinen Hufen zu bröckeln begann, wieherte es schrill und zog jäh wieder nach links. Dadurch brachte es den Wagen unvermittelt an den Abgrund und plötzlich hing eines der Hinterräder in der Luft.

Der Wagen neigte sich langsam seitwärts und drohte in die Tiefe zu stürzen.

»Vorsicht!«

Smoky, der das Ganze ebenfalls beobachtet hatte, stürzte aus dem Sattel und rannte Johnson zur Hilfe. Fast alle der Soldaten folgten ihm. Schnell gelang es den Männern, den Wagen mit vereinten Kräften wieder auf sicheren Boden zurückzubringen. Als sie es geschafft hatten, atmeten alle erleichtert auf und Corporal Johnson, der mit bleichem Gesicht auf dem Kutschbock saß, schickte ein Stoßgebet gen Himmel.

In diesem Moment stürmte Sergeant Tucker wutschnaubend heran.

Bevor einer der Umstehenden das Geschehen auch nur im

Ansatz realisiert hatte, war der bullige Unteroffizier am Kutschbock, packte Johnson an den Aufschlägen seiner Uniformjacke und riss den schwächtigen Corporal zu Boden.

»Du verdammtes Arschloch! Deinetwegen hätten wir fast den Wagen verloren!«

Ansatzlos trat der Sergeant den am Boden liegenden Soldaten in den Bauch.

»Wenn ich gewusst hätte, dass du zu blöd bist, ein Fuhrwerk zu lenken, hätte ich dich im Fort gelassen!«

Tucker geriet immer mehr in Wut. Sein Gesicht war inzwischen puterrot angelaufen und in seinen Augen lag ein Ausdruck purer Mordlust, während er Johnson mit einem Schwall übelster Flüche überschüttete.

Als er erneut zutreten wollte, stellte sich Smoky schützend vor den ergrauten Corporal.

»Genug jetzt!«, herrschte er den bulligen Sergeanten an. »So behandelt man keinen Untergebenen, auch wenn der Mann Scheiße gebaut hat!«

Tucker schnaubte wütend und maß den Deputy mit einem vernichtenden Blick.

»Was verstehst du schon davon? Prügel sind bei solchen Kerlen das einzige Mittel, ihnen etwas beizubringen.«

»Ich glaube kaum, dass Ihr Vorgesetzter diese Meinung teilen wird«, sagte Smoky bestimmend, nachdem er aus den Augenwinkeln heraus erkannt hatte, dass Colonel Bedford eilig auf sie zugeritten kam.

Seine Zuversicht schwand jedoch im gleichen Maße, wie das Grinsen des Sergeanten breiter wurde, je näher der Offizier herankam.

»Was ist denn hier los?«, bellte Bedford.

Bevor Smoky sich zu Wort melden konnte, hatte der Sergeant bereits seinen Rapport abgeliefert, zu dem der Colonel zustimmend nickte.

»Sergeant Tucker hat recht. Das Ganze ist eine militärische Angelegenheit, aus der Sie sich besser heraushalten sollten.«

»Aber ...«

»Nichts aber!«, sagte Bedford betont ruhig. »Der Mann hat die Schläge verdient. Wären wir im Fort, hätte ich ihn in Ketten legen lassen. Unsere Mission ist zu wichtig. Ohne den Wagen sind wir verloren.«

»Übertreiben Sie da nicht ein bisschen?«

»Keineswegs, aber keine Sorge, auch Sie werden bald merken, wie wichtig der Wagen für uns tatsächlich ist.«

Smoky runzelte die Stirn. Was war an den Geschenken so wichtig, oder besser gesagt, hatte der Wagen wirklich nur Geschenke geladen?

So wie sich Tucker und der Colonel aufführten, begann er langsam daran zu zweifeln.

Kein Offizier - und Smoky kannte Dutzende davon - wäre jemals auf die Idee gekommen, das Leben der Pferde und des Kutschers wegen ein paar Armeedecken, Kochtöpfen oder Glasperlen aufs Spiel zu setzen!

»Danke!«

Smoky Bennett, der abseits des Lagers mit dem Rücken an einem Felsen lehnte, um sich nach dem Abendessen ein Pfeifchen zu genehmigen, blickte erstaunt auf.

»Wofür?«

Private Myer, der neben ihm getreten war, antwortete mit einem dankbaren Lächeln.

»Dafür, dass Sie Johnson vor dem Sergeanten in Schutz genommen haben.«

»Das war doch selbstverständlich«, winkte Smoky ab. »Auch wenn Tucker der Vorgesetzte ist, so geht man einfach nicht mit einem Menschen um, und schon gar nicht, wenn derjenige fast doppelt so alt ist wie man selbst. Ich war auch in der Army, ich habe sogar den Krieg mitgemacht, aber bei uns zählten noch Worte wie Anstand, Ehre und Respekt.«

Myer hob warnend den Zeigefinger. »Mag sein, aber nicht bei Tucker. An Ihrer Stelle würde ich dem Sergeanten von nun an aus dem Weg gehen oder zumindest zusehen, dass ich nie mit ihm alleine bin. Tucker ist ein gewissenloser Schläger und Sadist, und was noch schlimmer ist, er ist das Schoßhündchen des Colonels. Egal, was er macht, er hat immer die Rückendeckung von Bedford und ist damit fast unangreifbar.«

Smoky lächelte kalt.

»Sie vergessen eines, Soldat, ich bin Zivilist. Mit mir kann er solche Spielchen nicht machen. Wenn er mir noch einmal krumm kommt, lass ich ihn in die Mündung meiner alten Betsy blicken, und glauben Sie mir, bei diesem Anblick haben sich sogar schon blutdürstige Comanchen in die Hosen gemacht.«

Beinahe ehrfürchtig blickte der Private auf den riesigen Whitneyville Walker Colt, der an Smokys Hüfte baumelte.

»Möglich ... Trotzdem, ich habe Sie gewarnt.« Myer tippete mit der Rechten gegen den Rand seiner Dienstmütze und wollte sich gerade abwenden, als Smoky vom Boden hoch-

kam und ihn mit einem leisen Zischlaut zurückhielt.

»Eine Frage hätte ich noch.«

»Ja?«

»Was ist wirklich auf dem Wagen?«

»Wieso?«

»Weil hier irgendetwas nicht stimmt. Entweder mit der Ladung des Wagens oder mit euren beiden Vorgesetzten.«

Der Private grinste in einer Art, die Smoky ahnen ließ, dass er mit seinen Vermutungen ins Schwarze getroffen hatte.

»Wie kommen Sie darauf?«

»Weil ich selber lange genug in der Armee war, um zu wissen, wie Offiziere gestrickt sind. Kein Kommandant setzt das Leben seiner Männer für ein paar Armeedecken und irgendwelche Kisten mit Kochgeschirr und Haushaltsgeräten aufs Spiel. Also, was läuft hier?«

Myer zog den Kopf zwischen die Schultern und blickte sich gehetzt nach allen Richtungen um. Dann winkte er Smoky mit einer verschwörerisch wirkenden Geste zu sich heran und lief mit ihm Seite an Seite in Richtung des Wagens. Bennett, der sich indessen endgültig in seinen Vermutungen, das hier irgendetwas nicht stimmte, bestätigt sah, folgte ihm wortlos.

Die anderen Soldaten saßen unweit des Wagens rund um das Lagerfeuer. Im Schein der lodernden Flammen konnte Smoky die Umrisse von Corporal Johnson erkennen, der mit schussbereitem Gewehr hinter einem hüfthohen Felsblock kauerte, während die anderen lachten und sich unterhielten.

Der Deputy verzog ungehalten das Gesicht.

Er war bereit, einen Monatslohn darauf zu verwetten,

dass Johnson diese Wache niemand anderem als dem Sergeanten zu verdanken hatte. Es war ein ungeschriebenes Gesetz in der Armee, dass die jeweils Jüngsten und Rangniedersten eines Kommandos die Nachtwache übernehmen mussten, und der Corporal gehörte weder zu der einen noch der anderen Kategorie.

Als sie den Wagen erreichten, blieb Myer unvermittelt stehen und hob die Hand. Dabei spähte er wachsam in die Runde.

»Was ist los?«

Myer zuckte zusammen. »Um Gottes willen, nicht so laut!« Der Private sah sich ängstlich um.

»Wovor haben Sie Angst?«, wollte Smoky wissen, obwohl er die Antwort bereits kannte.

»Tucker bringt uns um, wenn er uns hier am Wagen erwischt!«

»Er wird es vielleicht versuchen«, sagte Smoky leise. »Aber Sie können sicher sein, es wird bei dem Versuch bleiben.«

»Ich wünschte, ich könnte Ihnen glauben. Ich ...«

Was Myer sonst noch sagen wollte, blieb für immer sein Geheimnis.

Der Soldat öffnete den Mund zum Schrei und röchelte, als plötzlich, so sah es jedenfalls aus, ein gefiederter Pfeilschaft wie durch Zauberei aus seiner Halsbeuge ragte.

Myer umkrampfte mit der Linken den Schaft, dann fiel er steif wie ein Brett zu Boden.

»Indianer!«, schrie Smoky.

Die Soldaten am Lagerfeuer spritzten auseinander, als hätte in ihrer Mitte eine Bombe eingeschlagen. Colonel Bedford kam mit einem Colt in der Hand aus seinem Zelt

gestürmt. Hinter ihm erschienen die anderen Soldaten.

»Was ist passiert?«, fragte der Offizier aufgeregt.

»Jemand hat Private Myer mit einem Pfeil getötet«, erklärte Smoky.

»Wer?«

»Keine Ahnung!« Smoky zuckte die Achseln.

»Bestimmt einer von diesen Apachen«, sagte Tucker, der mit seinem Gewehr in der Hand unvermittelt aus der Dunkelheit vor ihnen auftauchte. »Diesen verdammten Indianern traue ich alles zu.«

»Haben Sie Beweise?«, zischte Smoky feindselig.

Der Sergeant zeigte verächtlich auf den Pfeil, der im Hals von Private Myer steckte.

»Für was? Ich denke doch, das genügt, oder?«

Der Morgen danach war trübe und wolkenverhangen. Nebel stieg aus den Tälern empor.

Während die beiden Privates Bentley und Sutter das Lager bewachten, schaufelten zwei andere Soldaten das Grab für Myer, der noch schnell unter die Erde gebracht werden sollte, bevor das Kommando weiter ritt. Trotzdem dauerte das Ganze bis zum Vormittag, da die Soldaten lange suchen mussten, um in der Felsformation der Cap Rocks endlich ein Stück Boden zu finden, der weich genug war, um ihn umzugraben.

Danach ging alles ziemlich schnell.

Corporal Johnson las ein paar Worte aus einer abgegriffenen Bibel vor, Colonel Bedford salutierte und dann wurde das Grab auch schon zugeschüttet. Während der Colonel

zusammen mit Sergeant Tucker ungeduldig zum Lager zurückstiefelte und die anderen zum Aufbruch drängte, blieb Smoky noch einen Moment lang vor dem Grab stehen.

Irgendwie hatte er das Gefühl, als wäre Myer nicht der Letzte, den sie zu Grabe trugen. Gedankenverloren starrte er auf den aufgeschütteten Grabhügel, bis sich eine Hand auf seine Schulter legte.

Überrascht blickte Bennett auf.

Der Mann, der neben ihm stand, war niemand anderes als Corporal Johnson.

»Können wir uns kurz unterhalten?«

»Jederzeit«, erwiderte Smoky.

»Gut, aber nicht hier«, sagte der Soldat. Nach einem kurzen Blick auf das Lager deutete er auf eine kleine Kakteen-Gruppe, die sich unweit von Myers Grab befand.

»Dort sind wir ungestört, jedenfalls so lange, bis ich Ihnen alles erzählt habe.«

Neugierig folgte Smoky dem Corporal zwischen die Kakteen. Hinter den säulenförmigen Stämmen der drei Saguaros waren sie vom Lager aus nicht zu erkennen. Trotzdem redete Johnson so abgehackt und hektisch, dass der Deputy mehrmals nachfragen musste, weil er dem Zusammenhang von Johnsons Worte nicht ganz folgen konnte.

»Will nicht, dass Sie denken, ich bin unhöflich. Aber Tucker folgt mir auf Schritt und Tritt, konnte mich deshalb noch nicht bedanken.«

Smoky winkte ab. »Geschenkt. Sagen Sie mir lieber, was Sie wissen.«

»Wir müssen alle aufpassen«, sagte Johnson, während er immer wieder ängstlich zum Lager hinüberblickte. »Wenn Tucker erfährt, dass ich geredet habe, sind wir beide tot.«

Ganz schnell, noch diese Nacht. Die Scheiß-Kanone wird uns alle umbringen!«

»Was für eine Kanone?«, fragte Smoky, der hellhörig wurde.

Aber anstelle einer Antwort sagte der Corporal nur: »Bedford ist verrückt und Tucker ein Mörder. Sie müssen uns helfen.«

»Das mache ich gerne, aber Sie müssen mir da schon Genaueres sagen.«

»Wie genau denn noch? Wenn wir das Lager der Mescaeros erreicht haben, sind alle Indianer tot. Das kann ich Ihnen versprechen!«

Smoky legte seine Rechte mit einer freundschaftlichen Geste auf die Schulter des Corporals.

»Jetzt beruhigen Sie sich mal! Himmel, aus Ihrem nervösen Gestammel wird kein Mensch schlau. Wie soll ich Ihnen denn da helfen?«

»Zu spät, er kommt!«

Bevor sich Smoky einen Reim auf die letzten Worte des Corporals machen konnte, hatte Johnson seine Hand von der Schulter gestreift und rannte beinahe panisch in Richtung Lager.

Der Deputy wollte ihm gerade hinterher rufen, als es neben ihm raschelte.

»Na?«, sagte eine zynische Stimme, die Smoky nur zu gut kannte. »Was hat denn der alte Johnson diesmal für Lügen erzählt?«

Tucker, der beinahe lautlos herangekommen war, grinste höhnisch und stemmte herausfordernd die Fäuste in die Hüften.

»Was für Lügen? Er hat sich lediglich dafür bedankt, dass

ich ihn davor bewahrt habe, dass Sie ihn oben auf dem Bergpfad noch mal in den Bauch treten konnten.«

»Soso, hat er das gesagt?«

»Das hat er. Außerdem wirkt Corporal Johnson auf mich nicht gerade wie ein Lügner. Also, was soll Ihre Behauptung?«

»Der alte Knacker wird von Jahr zu Jahr seltsamer. Seit seine Frau gestorben ist, sieht er an jeder Ecke Gespenster und faselt dauernd davon, dass man ihn umbringen will. Es wird Zeit, dass er seine Uniform endlich an den Nagel hängt.«

Smoky konnte es sich zwar nicht erklären, aber es war eine Tatsache, dass ihm der Sergeant mit jedem Wort unsympathischer wurde.

»Mag sein, aber dann frage ich mich, warum Sie Johnson mitgenommen haben, wenn er tatsächlich so alt und senil ist, wie Sie sagen.«

Der Sergeant zuckte zusammen, als hätte ihm jemand ins Gesicht geschlagen.

»Davon verstehen Sie nichts, das ist Armeeangelegenheit! Im Übrigen gebe ich Ihnen den Rat, dass es besser ist, wenn Sie meine Männer in Zukunft in Ruhe lassen.«

»Man wird ja wohl noch miteinander reden dürfen.«

»Ich habe Sie gewarnt!«

»Das soll jetzt aber keine Drohung sein, oder?«, erwiderte Smoky geradezu liebenswürdig.

Tucker knurrte, nahm die Schultern zurück und verharrte jäh. Es war ihm anzusehen, dass er sich am liebsten auf Bennett gestürzt hätte, aber der Blick auf Smokys Revolverhand, die wie zufällig auf dem Griff seiner Waffe lag, schien ihn doch umzustimmen.

Dass die Sache mit dem Corporal noch nicht ausgestanden war, wusste Smoky in dem Moment, in dem die Soldaten das Lager auflösten und der Sergeant Johnson als den neuen Mann bestimmte, der an diesem Tag mit der weißen Fahne an der Spitze des kleinen Kommandos reiten sollte.

Nachdenklich blickte Smoky hinter dem Corporal her, der trotz allem unerschrocken mit der weißen Fahne vorwärts ritt.

Irgendwann, es ging bereits auf den Nachmittag zu und Smoky war gerade dabei, nach seiner Wasserflasche zu greifen, entdeckte er auf der nächsten Felsenhöhe einen Apachen.

Einen Augenblick später zeriss ein Schuss die nachmittägliche Stille.

Die Männer griffen zu den Waffen und gingen in Verteidigungsstellung.

Sekundenlang war nichts außer dem Schnauben der Pferde, dem Knarren des Zügelgespanns und dem Säuseln des Windes zu hören, der ständig in den Cap Rocks wehte.

Dann ertönte ein Wiehern und im nächsten Moment trabte ein Pferd hinter jener Felskrümmung hervor, hinter der Corporal Johnson vor Kurzem verschwunden war.

Der Sattel des reiterlosen Pferdes war voller Blut.

»Es ist Johnsons Pferd!«, sagte jemand überflüssigerweise. Jeder der Männer wusste, wem das Tier gehörte, und jeder ahnte, was das zu bedeuten hatte.

Keiner von ihnen sagte ein Wort, während Smoky das herrenlose Pferd einfing und es anschließend hinten am Planwagen festband, auf dem jetzt Private Carson auf dem Kutschbock saß.

Als sie die Felskehre, hinter der Corporal Johnson ver-

schwunden war, umrundet hatten, sahen sie den grauhaarigen Soldaten mitten auf dem Trail bäuchlings auf der Erde liegen. Auf dem weißen Kalksteinboden unter ihm war ein dunkler Fleck zu sehen, der sich schnell ausbreitete und dabei ein hässliches Muster auf den hellen Untergrund zeichnete. Die weiße Parlamentärsflagge steckte neben ihm in der Erde und von dem Apachen auf der Felsanhöhe war weit und breit nichts mehr zu sehen.

Sie kamen in gestrecktem Galopp von Nordwesten heran. Zwei Dutzend Soldaten mit Marshal Jim Crown an der Spitze.

Der Boden erzitterte unter dem Trommeln von einhundert Pferdehufen. Staub wirbelte hinter ihnen zwischen den Hügeln empor und verdunkelte den Horizont.

Crown schaute über die Schulter zurück, während er neben dem Lieutenant daher ritt.

»Es macht keinen Sinn mehr, die Pferde sind am Ende. Wenn wir nicht bald eine Rast einlegen, müssen wir ab Morgen zu Fuß gehen.«

Lieutenant Luke Wellman blickte ebenfalls über die Schultern zurück.

»Vielleicht nützt es ja, wenn wir abwechselnd eine Zeit lang im Galopp und dann im Schritt reiten«, schlug der Offizier vor. Aber es klang nicht besonders überzeugend.

Der Marshal schüttelte den Kopf. »Vergessen Sie es. Ob Schritt oder Galopp, wenn wir keine Pause machen, sind die Tiere bis Sonnenuntergang erledigt.«

»Aber dann holen wir sie doch nie ein!«

Jim blickte zu dem Offizier hinüber. »Täuschen Sie sich nicht, Lieutenant, wir sind näher an ihnen dran, als sie denken«, sagte Crown und lenkte die Reiterschar in einem weiten Halbkreis die Hügel hinunter.

Lange Schatten fielen bereits über das Land, als sie zwischen den Kalksteinfelsen des Cap Rock Massivs die Pferde zügelten und am Fuß einer hohen Steilwand ihr Lager aufschlugen.

Trotz der Kälte, die der Nordwind mit sich brachte, brannte das Campfeuer niedrig, um die Gefahr des Entdecktwerdens so gering wie möglich zu halten.

Während die Soldaten die Pferde versorgten und ein Wachposten das Lager sicherte, setzte sich Jim mit dem Rücken gegen einen breiten Felsblock, wo keiner sich ihm unbemerkt nähern konnte. Eine Angewohnheit, die ihm während seines gefahrvollen Lebens in Fleisch und Blut übergegangen war.

Er war gerade dabei, die Zündpistons seines Navys zu überprüfen, als Wellmann auf ihn zukam und ein paar Schritte vor ihm stehen blieb.

Der Lieutenant wirkte dabei irgendwie aufgeregt.

»Sie haben vorhin gesagt, dass wir näher an Bedford sind, als wir alle denken. Wie darf ich das verstehen? Wie Sie wissen, betrug der Vorsprung des Colonels schon mehr als sechs Tage, noch bevor meine Männer und ich Rath City erreicht hatten.«

Crown schob seinen Navy zurück ins Holster. Vorsichtig legte er die Sicherungsschlinge um den Abzug seines Colts.

»Das ist richtig. Aber Sie dürfen eins nicht vergessen: Während wir fast dreißig Meilen am Tag machen, kommt der Colonel mit dem Wagen nur auf die Hälfte, wenn über-

haupt. Ich schätze, dass sie in den Bergen nicht mehr als acht oder neun Meilen schaffen. Man muss also kein Rechenkünstler sein, um zu wissen, bis wann wir sie eingeholt haben. Ich schätze, dass wir spätestens morgen Mittag bis auf Sichtweite an sie herangekommen sind. Wenn uns die Indianer nicht vorher einen Strich durch die Rechnung machen.«

Wellmann nickte düster.

»Ich hoffe nicht, obwohl Bedford alles zuzutrauen ist.«

Crown strich mit dem Daumen über den Stahl seiner Waffe und seine rehbraunen Augen funkelten entschlossen.

»Erzählen Sie mir mehr über ihn. Was für ein Mensch ist dieser Colonel?«

Das ohnehin lang gezogene Gesicht des Lieutenants wurde noch um eine Spur länger.

»Bedford ist ein arrogantes Schwein. Ein Mann, der rücksichtslos seine Ziele verfolgt und der nichts als seine Meinung gelten lässt.«

»Vielleicht muss man das ja sein, um in Ihrem Verein vorwärtszukommen.«

Crown, der aus seiner Abneigung gegen die Armee nie einen Hehl machte, weil ihm als freiheitsliebender Mensch bis heute nicht klar war, wie sich erwachsene Männer vorschreiben lassen konnten, wann sie schlafen oder essen sollten, konnte sich diesen Seitenhieb nicht verkneifen.

Wellmann, der Jims Standpunkt inzwischen kannte, schüttelte entschieden den Kopf.

»Jetzt werden Sie ungerecht. So schlimm ist die Army nun auch wieder nicht. Selbst Bedford war einmal ganz anders.«

»Wie anders?«

»Im Gegensatz zu den meisten anderen Absolventen der West Point Militäarakademie kam der Colonel aus eher ärmlichen Verhältnissen. Trotzdem schloss er als Jahrgangsbester seines Kadettenlehrgangs ab. Als der Krieg zu Ende ging, war Bedford mit seinen fünfunddreißig Jahren einer der jüngsten Offiziere der ganzen Armee. Er heiratete eine Senatorentochter, wurde Vater eines strohblonden Mädchens und zog mit seiner Familie in den Westen, um in New Mexiko den Posten des stellvertretenden Kommandanten von Fort Bascom anzutreten.«

»Für jemanden, der aus einfachem Haus kommt und über keine Beziehungen verfügt, eine beachtliche Karriere«, gab Crown unumwunden zu.

»Ja«, pflichtete ihm der Lieutenant bei. »Wer weiß, wie seine Karriere ohne dieses Unglück verlaufen wäre.«

»Was ist passiert?«

Wellmann zuckte mit den Schultern. »Als Bedford in Tascosa eintraf, hätte er eigentlich auf die Patrouille warten müssen, die ihn abholen sollte. Aber da es ihm nicht schnell genug ging, ritt er los, obwohl ihn jeder vor den aufständischen Mescaleros warnte. Was soll ich sagen? Es kam, wie es kommen musste. Bedford und seine Familie gerieten auf halber Strecke zwischen Tascosa und dem Fort in einen Hinterhalt der Indianer. Er überlebte als Einziger, und seitdem ist sein Hass auf die Indianer unendlich. Ein Hass, ohne den er bestimmt schon General wäre.«

»Verstehe«, sagte Crown, dem die Zusammenhänge allmählich klar wurden. »Was ich aber nicht verstehe, ist, wie man einen Mann mit seiner Vorgeschichte zum Führer einer Kommission machen kann, die mit eben diesen Indianern einen Friedensvertrag aushandeln und Gefangene zu-

rückführen soll.«

»Man hat Colonel Bedford nicht zum Führer einer solchen Kommission gemacht. Es gibt eine solche auch gar nicht. Im Gegenteil, man war kurz davor, den Colonel unehrenhaft aus der Armee zu entlassen.«

»Und wie passt das Ganze dann zusammen? Wie kann ein solcher Mann ein Kommando zusammenstellen und mit einer Schnellfeuerkanone ins Indianerland ziehen?«

Die Gesichtszüge des Lieutenants verhärteten sich zusehends, während er dem Marshal antwortete.

»Das hat mit der Hierarchie innerhalb der Armee zu tun«, räumte Wellmann zähneknirschend ein. »Noch ist Bedford nicht vom Dienst suspendiert. Kein gemeiner Soldat oder Corporal würde es wagen, sich den Befehlen eines Colonels zu widersetzen. Also konnte Bedford in aller Ruhe ein Kommando zusammenstellen und die nötigen Vorbereitungen treffen. Als er in seiner Eigenschaft als Offizier Kenntnis davon bekam, dass in der Waffenkammer von Fort Bascom eine Gaitling Gun zwischengelagert wurde, setzte er seinen Plan in die Tat um.«

»Einfach so?«, wollte Crown ungläubig wissen.

Wellmann nickte bitter. »Als die Befehle zu seiner Suspendierung endlich im Fort eintrafen, hatten er und seine rechte Hand, ein gewisser Sergeant Tucker, längst den Wachposten zur Waffenkammer ermordet, die Kanone gestohlen und sich auf den Weg ins Indianerland aufgemacht. Seither reiten meine Männer und ich auf seiner Spur.«

»Weiß der Mann nicht, dass er damit einen neuen Indianerkrieg auslöst und Schuld daran trägt, wenn Dutzenden von Familien genau dasselbe Schicksal droht, das einst seiner Frau und seinem Kind widerfahren ist?«

»Das weiß er mit Sicherheit, aber es interessiert ihn nicht! Sein Hass auf die Mescaleros hat ihn blind für die Welt um ihn herum gemacht.«

»Dann wird es Zeit, das wir ihn morgen stoppen!«, sagte Crown entschlossen.

»Was schätzen Sie, wann wir das Lager dieser stinkenden Wilden erreichen?«, fragte der Colonel, nachdem er sein Pferd neben dem von Smoky zum Halten gebracht hatte und ebenso wie der Deputy aus dem Sattel gestiegen war.

Smoky Bennett blickte überrascht auf.

Für jemanden, der mit den Indianern Frieden schließen und einen Gefangenaustausch in die Wege leiten sollte, waren das ziemlich ungewöhnliche Töne.

Dementsprechend distanziert fiel seine Antwort auch aus.

»Wahrscheinlich nie!«

Bedford schnappte nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen. Doch bevor er zu einer Antwort ansetzen konnte, redete Smoky weiter. Seine Stimme klang dabei ruhig und sachlich.

»Die Mescaleros lassen uns nie in ihr Lager, ganz gleich, was unsere Absichten sind. Ich schätze eher, dass sie uns unterhalb der Cap Rocks auf einer der Ebenen entgegenkommen werden, wo jeder von uns schon von Weitem zu sehen ist.«

»Na und? Sollen sie doch kommen!«

»Ich fürchte, Sie haben nicht richtig zugehört«, erwiderte Smoky. »Da unten in den Ebenen gibt es weit und breit keinen Baum oder Strauch, hinter dem wir in Deckung gehen

können, wenn die Apachen kommen. Gian-na-tah bringt einhundert Krieger in den Sattel.«

»Das ist doch gut. Je mehr, desto besser«, erwiderte Bedford zweideutig.

»Sagen Sie mal, können Sie mich nicht verstehen oder wollen Sie nicht?«, sagte Smoky aufgebracht. »Ohne ausreichende Deckung fegen die Mescaleros uns paar Figuren von der Landkarte, bevor wir bis drei gezählt haben. Oder haben Sie schon vergessen, wie schnell sie das mit Myer und Johnson gemacht haben?«

»Das hatte nichts mit den Indianern zu tun. Die beiden waren selber schuld. Nicht wahr, Tucker?«, antwortete der Colonel und nickte dem Sergeanten, der inzwischen an ihre Seite getreten war, augenzwinkernd zu.

Der Unteroffizier nickte und verzog sein Gesicht zu dem gemeinsten und böartigsten Grinsen, das Smoky in den letzten Jahren gesehen hatte.

Der Deputy, dessen Blicke ungläubig zwischen den beiden Soldaten hin und her zuckten, schüttelte verständnislos den Kopf. »Jetzt verstehe ich gar nichts mehr.«

Der Sergeant lachte spöttisch. »Was meinen Sie, Colonel, sollen wir diesem unwissenden Menschen nicht so langsam unser kleines Geheimnis verraten? Ich meine, er wird es ja spätestens morgen früh so oder so erfahren.«

Bedford lächelte in einer Weise, die Smoky nur als schmierig bezeichnen konnte.

»Sie haben recht, Sergeant. Es wäre unfair, unseren Kundschafter dumm sterben zu lassen.«

Die beiden Soldaten begannen schallend zu lachen.

Nachdem sich die Männer wieder beruhigt hatten, klopfte Tucker dem Deputy auf die Schulter und stieß ihn auf den

Planwagen zu.

»Na los, alter Mann! Jetzt heb schon die Plane an, damit du siehst, von was wir reden.«

Zögernd trat Smoky an den Wagen heran und hob vorsichtig, als müsse er jeden Moment damit rechnen, dass er sich an dem Segeltuch die Finger verbrannte, die Wagenplane an.

»Nicht so zaghaft«, sagte der Colonel, der inzwischen neben ihn getreten war.

Bevor Smoky wusste, was der Offizier damit sagen wollte, hatte Bedford die Plane gepackt und schlug sie mit einem Ruck zur Seite.

Das Bild, das sich dem Deputy bot, raubte ihm schier den Atem.

Eigentlich hätten sich auf dem Planwagen Dutzende von Kisten stapeln müssen, die allesamt Kochgeschirr, Werkzeug, warme Kleidung und Nahrungsmittel enthielten. Stattdessen aber war auf der Mitte der Ladefläche ein eisernes Dreibein montiert, auf dem ein zehnläufiges Gewehrbündel um eine Drehachse angeordnet war. Smoky hatte so etwas noch nie gesehen, aber als er die große Patronentrommel und die Handkurbel sah, ahnte er, wie das Ding funktionierte.

Mein Gott, durchzuckte es ihn, wenn nur jeder dieser Läufe soviel Patronen verschießt wie ein normales Gewehr, reiten die Mescaleros in einen regelrechten Bleihagel.

Die Erkenntnis ließ ihn betroffen einen Schritt zurücktreten.

Colonel Bedford nickte. »Na, was sagen Sie zu diesem Wunderwerk der Technik?«

Smoky keuchte laut und versuchte sich seine Erregung

nicht anmerken zu lassen.

»Sie wollen damit doch nicht etwa ...« Smoky sprach nicht aus, was er dachte. Nur der Gedanke daran war entsetzlich.

»Natürlich wollen wir!«, sagte der Colonel. »Es wird Zeit, dass jemand etwas unternimmt. Diese roten Heiden müssen endlich ausgerottet werden. Wir dürfen nicht zulassen, dass sie weiterhin unsere Frauen und Kinder abschlachten!«

»Sie sind ja verrückt!«

»Sergeant!«, rief Bedford mit einer Stimme, die so eisig war, dass selbst die Hölle erfroren wäre. »Erschießen Sie diesen Mann!«

Smoky wirbelte herum und reagierte mit der Wildheit eines Mannes, der um sein Leben kämpft. Den Revolver ziehen, Bedford den Lauf ins Gesicht schlagen, in die Knie gehen und Tucker eine Kugel in die Schulter jagen, waren eine einzige, fließende Bewegung.

Dann sprang er mit mächtigen Sätzen auf sein Pferd zu, das zusammen mit den Tieren der Soldaten unweit von ihm stand. Mit einer hektischen Bewegung zog er sich in den Sattel und stieß dem Pferd die Absätze in die Seiten. Das Tier wieherte ob der ungewohnten Behandlung schrill, steilte und galoppierte dann wie vom Katapult abgeschossen los.

Vorbei an Private Carson, an Bentley und Sutter, die ihn allesamt ungeschoren passieren ließen.

»Aufhalten!«, schrie Colonel Bedford, der sich trotz seines blutüberströmten Gesichts offensichtlich wieder von Smokys Hieb erholt hatte.

»Nein! Es ist genug, wir machen nicht mehr mit!«

»Das werdet ihr bereuen! Ich bringe euch alle vors Kriegsgericht, alle!«, schrie Bedford mit überschnappender Stimme. Dann stürzte er vorwärts und riss Bentley, bevor es dieser verhindern konnte, das Gewehr aus den Händen und jagt fast das gesamte Magazin hinter Smoky her.

Bereits die erste Kugel flog so dicht am Gesicht des Deputys vorbei, das dieser den Gluthauch des Geschosses an seiner Wange spürte. Instinktiv bückte sich Smoky so weit wie möglich nach vorne.

Vergebens!

Schon die zweite Kugel traf. Ein glühender Schmerz durchzuckte seine Schulter.

Smoky biss zwar die Zähne zusammen, dennoch hatte er Mühe, sich im Sattel zu halten. Jeder Huftritt seines Pferdes wurde von Schmerzen und Blutverlust begleitet und irgendwann wurde ihm schwarz vor Augen.

Sie hatten das Gewirr der Felsen hinter sich gelassen und näherten sich gerade einer lang gezogenen Ebene, in der es außer Sand, Steine und kargem Gebüsch nichts zu geben schien, als der Soldat den Lieutenant Wellmann als Kundschafter vorausgeschickt hatte, im gestreckten Galopp wieder auf sie zugeritten kam. Dabei schwenkte er seinen Hut wie ein Verrückter.

Crown und die anderen zügelten die Pferde und starrten dem Reiter skeptisch entgegen.

Der Soldat war aus dem Sattel, noch bevor sein Pferd zum Stehen gekommen war.

»Corporal Snyder«, bellte der Lieutenant. »Sind Sie ver-

rückt geworden, Ihr Pferd hier draußen so zuschanden zu reiten? Wenn Sie mir nicht sofort einen vernünftigen Grund für Ihr verantwortungsloses Handeln nennen, lasse ich Sie in Ketten legen, sobald wir wieder im Fort sind!«

Der Soldat nickte, salutierte und erstattete keuchend Meldung. »Zwei Meilen vor uns liegt ein Toter«, sagte er aufgeregt. »Ein Weißer! Es hat ihn wahrscheinlich von hinten erwischt, jedenfalls ist sein ganzer Rücken voller Blut.«

»Einer aus Bedfords Kommando?«

»Nein, ein Zivilist. Den Beschreibungen des Marshals nach tippe ich auf seinen Deputy!«

Crown hatte das Gefühl, als ob jemand einen Kübel Eiswasser über ihm ausgeleert hatte. Mit einem wilden Fluch riss er seinen Buckskin herum und berührte das Tier mit den Sporen, noch bevor einer der Soldaten reagieren konnte.

Das Pferd sprang wie von Sprungfedern abgeschnellt nach vorne.

Die Sorge um Smoky, seinen Freund und Deputy, ließ ihn alle Vorsicht vergessen. Er beugte sich weit im Sattel vor, um sich so leicht wie möglich zu machen, und hämmerte dem Buckskin unentwegt die Absätze in die Weichen.

Das Tier streckte sich.

Der Reitwind riss ihm fast den Hut vom Kopf, während das Pferd mit wirbelnden Hufen über die Ebene galoppierte.

Er erreichte Smoky fast zehn Minuten vor den Soldaten. Mit einem Satz war er aus dem Sattel und beugte sich besorgt über seinen Freund.

Als er bemerkte, das Smoky noch schwach atmete, hatte er Mühe, seine Erleichterung nicht laut hinauszuschreien.

Obwohl Crown wusste, dass es verrückt war, zog er aus der Innentasche seiner Jacke eine metallene Taschenflasche, schraubte den Verschluss ab und träufelte Smoky ein paar Tropfen von dem Whisky auf die Lippen, den er eigentlich für Notfälle wie zum Desinfizieren von Wunden immer mit sich trug.

Die Lider des Verletzten zuckten, dann stöhnte er und schließlich bewegten sich seine Lippen.

»Verdammt! Bist du das, Jim?«

Eine unglaubliche Erleichterung erfüllte Crown.

»Natürlich, oder hast du geglaubt, dass ich dich jemals alleine lasse?«

Smoky atmete seufzend aus. »Okay, dann kann ich jetzt beruhigt schlafen.« Damit fiel der Kopf des Oldtimers zur Seite.

Kurz darauf hörte Crown, wie die Soldaten hinter ihm ihre Pferde zügelten.

»Wo ist der Doc? Verdammt, wo bleibt der Arzt?«, schrie Jim dem Lieutenant entgegen.

»Immer mit der Ruhe, bin ja schon da«, keuchte eine heisere Stimme, bevor Wellmann antworten konnte, und im gleichen Moment hastete die hagere Gestalt des Feldschers an dem Marshal vorbei auf die leblose Gestalt von Smoky zu.

Die Zeit, in der sich der Sanitäter um seinen Freund kümmerte, kam Jim unendlich vor, obwohl seine Untersuchungen keine zehn Minuten dauerten.

Dann blickte der Soldat zu Jim hinüber und nickte zufrieden.

»Ihr Freund hat die Konstitution eines Büffels, also keine Angst, er wird es überstehen.«

Eine unglaubliche Erleichterung durchflutete Jim. Der Marshal räusperte sich und drehte sich zur Seite, damit keiner den feuchten Schimmer in seinen Augen sehen konnte.

»Halt! Wer ist da?«

Der hagere Soldat, der sich neben dem hüfthohen Felsen duckte und ihnen mit seinem Gewehr den Weg versperrte, glich einem einzigen Nervenbündel.

Sein jugendhaftes Gesicht war verzerrt, seine Augen weit aufgerissen und der Lauf seiner Waffe zitterte hin und her. Es war offensichtlich, dass der Private mit dem Auftauchen von Wellmanns Kommando völlig überfordert war.

»Was soll das, Private Sutter?«, bellte der Lieutenant, der den Soldaten anscheinend kannte.

»Lieutenant Wellmann?« Die Antwort war zögerlich, im Gegensatz zu Wellmanns Worten.

»Ja zum Teufel, und jetzt erklären Sie mir gefälligst, was hier vor sich geht!«

Der Soldat stieß einen Laut grenzenloser Freude aus und sprang hinter seiner Deckung hervor. Die Erleichterung in seinem Gesicht war nicht zu übersehen.

»Endlich!«, stieß er hervor. »Jetzt wird alles gut.«

Der Lieutenant schien das etwas anders zu sehen, denn seine Miene drückte alles andere als Freundlichkeit aus.

»Nennen Sie das eine Meldung, Private Sutter? Sprechen Sie endlich in kompletten Sätzen! Ich glaube, die lange Abwesenheit vom Fort ist Ihnen nicht bekommen. Also los, ich erwarte einen Rapport, so, wie man es Ihnen beigebracht hat.«

Typisch Army, dachte Crown und schüttelte den Kopf.

Nicht so der Private. Sutter wurde steif wie ein Brett, schlug die Hacken zusammen, salutierte und begann mit seiner Meldung.

Die Worte kamen ihm im Telegrammstil über die Lippen.

»Jawoll, Sir, natürlich, Sir. Private Sutter meldet, dass unsere Patrouille Colonel Bedford und Sergeant Tucker gefangen genommen und gefesselt hat. Beide Männer wurden verletzt, als sie versuchten, den Kundschafter an der Flucht zu hindern.«

Wellmann nickte wohlwollend, die Erleichterung war ihm förmlich anzusehen.

»Danke Private Sutter, Sie können sich jetzt wieder rühren.« Dann wandte sich der Offizier wieder dem Marshal zu. »Sehen Sie, das sind die Momente, warum ich gerne Soldat bin. Schön, zu wissen, dass man solche entschlossenen Jungs in seinem Kommando hat.«

»Was?« Crown verzog verständnislos das Gesicht. »Das war doch eine Selbstverständlichkeit, ich hätte genauso gehandelt.«

»Für Sie als Zivilist vielleicht, aber nicht für die Soldaten«, widersprach der Lieutenant. »Private Sutter und seine Kameraden konnten bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht wissen, dass man Bedford und Tucker überführt hatte. Trotzdem haben sie gehandelt, obwohl alle wussten, dass sie die eigenmächtige Verhaftung von Offizieren vor ein Erschießungskommando bringen würde.«

»Ihr und eure verdammten Vorschriften«, sagte Crown verächtlich. »Ich weiß schon, warum ich mich eurem Verein nicht angeschlossen habe.«

Wellmann, der so tat, als hätte er die Worte des Marshals

nicht gehört, wandte sich wieder Private Sutter zu. »Gibt es sonst noch irgendwelche besonderen Vorkommnisse?«

Sutter nickte aufgeregt und salutierte erneut. »Jawoll Sir, wir haben Grund zur Annahme, dass der Colonel und der Sergeant Corporal Johnson und Private Myer ermordet haben.«

»Das wird ja immer schöner«, knurrte Wellmann und wollte gerade aus dem Sattel steigen, als hinter ihnen Unruhe entstand.

Ungehalten drehte sich der Offizier im Sattel um.

Crown, der ihm ansah, dass er bereits eine harsche Bemerkung auf den Lippen hatte, wandte sich gelangweilt zur Seite, als er bemerkte, wie Wellmanns Augen plötzlich so groß wie Spiegeleier wurden.

Daraufhin drehte er sich ebenfalls um.

Der Anblick, der sich dabei seinen Augen bot, verschlug auch ihm für einen Moment die Sprache.

Um sie herum tauchten auf den Spitzen der Hügel und Klippen unzählige Reiter auf. Drahtige, untersetzte Gestalten mit schulterlangen, dunklen Haaren.

Scheußliche Kriegsbemalung glänzte auf den Gesichtern der Apachen. Auch die Pferde waren angemalt, Federn flatterten in ihren Mähnen, Skalps baumelten im Zaumzeug. Lanzenfedern wehten im Wind, Gewehrstahl blitzte im kalten Licht der Nachmittagssonne.

Indianer, so weit der Blick reichte.

Es war ein heidnisches, wildes Bild.

»Das müssen über hundert sein«, sagte Wellmann tonlos.

»Wenn nicht gar mehr«, erwiderte Crown grimmig.
»Aber Gott sei Dank ist Gian-na-tah ihr Anführer. Mit dem kann man wenigstens reden.« Dann gab er seinem Pferd

die Sporen.

»Um Gottes willen, wo reiten Sie hin? Was haben Sie vor?« Panik lag in der Stimme des Offiziers, als ihm bewusst wurde, das Crown sein Pferd direkt auf die Apachen zulenkte.

»Das, was ich gesagt habe«, entgegnete der Marshal lakonisch. »Mit den Apachen reden.«

»Ich komme in Frieden!«, sagte Crown, hob die Arme und streckte der Phalanx der Apachen seine Handflächen entgegen. Gleichzeitig brachte der Marshal sein Pferd mit einem leichten Druck seiner Oberschenkel zum Stehen.

Er wartete, bis seine Worte verhallt waren, und glitt danach vorsichtig aus dem Sattel.

In den Reihen der Indianer, die etwa vierhundert Yard von ihm entfernt regungslos auf dem Rücken ihrer ungesattelten Mustangs saßen, regte sich außer ein paar im Wind flatternden Skalpfedern so gut wie nichts.

Sekundenlang hatte es den Anschein, als wären die Indianer zu Salzsäulen erstarrt.

Aber nur für Sekunden.

Dann hatte Crown das Gefühl, als würde sich vor ihm der Boden öffnen.

Von einem Augenblick zum anderen spuckte die Erde vor ihm ein Dutzend olivbraune, schwarzhaarige Indianer auf drahtigen Mustangs aus. Sie hielten Repetiergewehre, Schädelbrecher und Kriegslanzen in den Händen und umringten den Marshal, noch bevor dieser zweimal blinzeln konnte.

Einer der Krieger packte Crowns Pferd an den Zügeln, noch ehe das Tier zurückscheuen konnte, ein anderer riss ihm das Gewehr aus dem Scabbard und ein dritter wühlte grunzend in seinen Satteltaschen.

Bevor Jim aufbegehren konnte, bohrte sich die Spitze einer breiten Messerklinge in die Haut seiner linken Wange.

Crown erstarrte augenblicklich. Er wusste genau, dass ihn eine einzige unbedachte Bewegung mehr als nur einen Tropfen Blut kosten würde, abgesehen davon, was ein nervöser Indianer sonst noch mit seinem Gesicht anzurichten vermochte. Jim versuchte, ruhig zu atmen, bis ein gutturaler Befehl den Apachen mit dem Messer dazu veranlasste, die Klinge aus seinem Gesicht zu nehmen.

»Für einen Weißbauch bist du ziemlich mutig.«

Erstaunt drehte Jim den Kopf.

Das Englisch des Sprechers war deutlicher und klarer als das von so manchem Weißen, der in oder um Rath City herum lebte.

Als Jim in das Gesicht des Indianers blickte, war ihm sofort klar, wer ihn da angesprochen hatte.

Gian-na-tah war größer als die meisten seiner Leute. Er hatte breite Schultern, eine mächtige Brust und ein intelligentes Gesicht, das von schwarzen Augen und einer großen Adlernase beherrscht wurde. Dichtes, blauschwarzes Haar fiel ihm bis auf die Schultern.

»Warum? Ich komme doch in Frieden«, antwortete Jim.

»Das sagst du, aber warum dann die vielen Soldaten?«

Crown schluckte. Ihm war inzwischen längst klar geworden, dass er hier keinen dummen Wilden vor sich hatte, sondern einen Mann, dessen Intellekt wahrscheinlich größer war als jener von der Mehrzahl aller Weißen, die in die-

sem County lebten.

Der Apache wusste genau, von was er redete.

»Weil wir auf der Suche nach einem Verbrecher sind, der den Frieden zwischen unseren Völkern gefährdet.«

Gian-na-tah winkte ab und lächelte selbstgefällig. »Wenn du damit diesen Colonel meinst, so kann ich dich beruhigen. Wir beobachten ihn und seine Männer schon seit Tagen. Er ist ein schlechter Mensch, er lässt seine eigenen Männer töten.«

Crown nickte bitter. »Deshalb sind die anderen Soldaten und ich da. Auch um dich und dein Volk vor einem großen Unglück zu bewahren.«

Obwohl in dem Gesicht des Apachen kein Muskel zuckte, konnte der Marshal deutlich sehen, wie es in seinen Augen spöttisch aufblitzte.

Der Häuptling machte eine weit umfassende Handbewegung, während er sprach.

»Das, was du hier siehst, sind zehn mal zehn Krieger. Weitere fünf Mal zehn von ihnen warten noch in den Wickiups unseres Dorfes auf meine Befehle. Die Mescaleros sind so zahlreich wie die Blätter in den Cap Rocks. Eine Handbewegung von mir reicht aus, um euch alle in die ewigen Jagdgründe zu schicken. Ich weiß also nicht, vor was für einem Unglück du uns bewahren willst.«

»Siehst du die zwei Palo Verde-Bäume da vorne?«

Die Augen des Apachenhäuptlings folgten Crowns ausgestreckter Rechten, bis sein Blick an den beiden dornigen Bäumen hängen blieb.

»Natürlich, oder denkt der weiße Mann, ich bin blind?«

Crown enthielt sich einer Antwort und deutete stattdessen auf die Hügelkuppe hinter ihnen.

»Dann sag deinen Kriegern, dass sie jetzt alle genauso wie die Soldaten dort in Deckung gehen sollen.«

»Warum?«

»Weil ich dir zeigen möchte, wie groß das Unglück ist, das über dein Volk hereingebrochen wäre, wenn wir nicht eingegriffen hätten.«

Der Apachenhäuptling schien einen Moment lang zu überlegen, dann nickte er entschlossen.

»Gut, Gian-na-tah und seine Männer werden tun, was du verlangst. Aber ich warne dich, sollte das eine List sein, werden du und deine Soldaten nicht länger weiterleben, als ein Regentropfen braucht, um zu Boden zu fallen.«

Crown enthielt sich einer Antwort. Stattdessen lenkte er sein Pferd zu den Soldaten zurück und erklärte dem Lieutenant seinen Plan. Der Offizier war sofort einverstanden. Wenn sie den Indianern aufzeigten, was die Gaitling anrichten konnte, würde das die Apachen mehr beeindrucken als alle Überredungskünste dieser Erde.

Es dauerte etwa eine halbe Stunde, bis außer der Geschützmannschaft und Crown alle Indianer sowie Soldaten hinter der Hügelkuppe in Deckung gegangen waren.

Dann gab Crown den Befehl.

Tatatatatata ...

Das Stakkato der Gaitling war so monoton wie entsetzlich.

Crown sah, wie drüben bei den Bäumen die Geschossgarben in die Stämme einschlugen, sie zerfetzten, zerhackten und schließlich nicht mehr als eine Wolke aus Holzsplittern, Staub und stinkendem Pulverdampf hinterließen.

Die Apachen hatten bereits bei der ersten Salve Mühe, ihre Pferde unter Kontrolle zu halten. Als die Gaitling ihr

tödliches Werk beendet hatte, ritt der Häuptling der Mesca-
leros auf Crown zu. Der Marshal erkannte, dass sein oliv-
braunes Gesicht deutlich blasser geworden war.

Es war auf den Tag genau eine Woche später, als Wellmann
in Begleitung des Marshals und des verletzten Smoky wie-
der nach Rath City zurückkam.

Während der Convoi an diesem Morgen in die Stadt ritt
und dabei die presbyterianische Stadtkirche passierte, be-
schloss Crown, der alles andere als ein bibelfester Christ
war, Reverend Rufus O'Keefe demnächst eine Spende zu-
kommen zu lassen.

Es grenzte schließlich an ein Wunder, dass sie alle noch
lebten.

Der Marshal wollte gar nicht daran denken, was passiert
wäre, wenn Bedford seinen teuflischen Plan zu Ende ge-
bracht hätte. Das Land wäre im Blut erstickt!

So aber war ein neuer Friedensvertrag mit den Mesca-
leros zustande gekommen, Bedford und Tucker würden am
Galgen enden und er konnte weiterhin mit den Diensten
seines Deputys rechnen.

Schließlich versicherte ihm Smoky schon seit Stunden,
das er nie mehr auf so eine Idee kommen würde. Wenn
doch, sollte ihm Jim gefälligst solange in den Hintern tre-
ten, bis er diesen Gedanken wieder verwarf.

Ein Job, den Jim für seinen Deputy gerne erledigte, im
Gegensatz zu dem, den er spätestens Morgen noch vor sich
hatte.

Linda mit ihrem Topfhut zum Essen auszuführen und

sich dabei von der Damenwelt der Stadt begaffen zu lassen, war seiner Meinung nach mindestens ebenso ein Höllenjob, wie ihn Smoky hinter sich hatte.

ENDE